

„Unseren Kindern soll es doch mal besser gehen als uns Eltern“

Migranten zwischen Verweigerung und beruflichem Aufstieg:

Die Sprache ist der Schlüssel

VON MICHAEL GIRKENS

Hamm. Günter Schwibbe ist sich sicher: „Es gibt keine Parallelgesellschaften.“ Es gebe vielleicht Bereiche, in denen Menschen, die in einem Viertel gemeinsam wohnen, auch einige Dinge gemeinsam hätten – und das nennt der Integrationsbeauftragte der Stadt Hamm „separierte Wohngebiete“. Aber Parallelgesellschaft gebe es nicht. „Es gibt hier nur eine Gesellschaft und nicht mehrere. Wir sind auf jeden angewiesen.“ Spätestens seit der Diskussion um das Buch von Thilo Sarrazin steht Integration im Fokus – Parallelwelten, Sprachprobleme, Integrationsverweigerer...

Auch die sieht Schwibbe nicht: „Ich habe noch keinen Integrationsverweigerer getroffen.“ Es gebe allerdings Menschen, die sich nach negativen Erfahrungen oder Erlebnissen vom aktiven Tun in der Gesellschaft abwenden, die keine Perspektive sehen und sich zurückziehen.

Um dem vorzubeugen, hat die Stadt das Projekt „Stark“ an den Start gebracht, und das wird von Hamms Kinderbeauftragten Brigitte Wesky betreut. „Das ist kein klassisches Migranteprojekt, aber viele Migranten

nehmen es in Anspruch.“

Etwa drei bis fünf Prozent der Menschen zögen sich aus der Gesellschaft zurück, sagt Günter Schwibbe, und das gelte nicht nur für „Menschen mit Migrationshintergrund“, sondern für alle Bevölkerungsgruppen.



Schwibbe, Wesky



Dennoch sieht er, dass es die Gefahr gibt – auch bei der größten Gruppe der Migranten in Hamm, aus der Türkei eingewanderte Muslime. „Viele Muslime machen derzeit die Erfahrung, dass sie schräg angesehen werden wegen ihrer

Religion, sie fühlen sich zum Teil sogar gemobbt.“

Entgegenwirken könne man, indem man die Einwanderer mit offenen Armen empfangen und Angebote mache, zum Beispiel bei der Gruppe der Heiratsmigrantinnen: „Die Stadt schreibt sie an, lädt sie ein und stellt die Institutionen vor, mit denen sie zu tun haben könnten – den Migrationsrat, das Amt für Soziale

DAS MODELLPROJEKT

Das ist „Stark“ – Sprachkompetenz für Kinder und Eltern

Stark durch Sprache – das ist das Ziel des Modellprojektes „Stark“. Das Projekt in Hamm-Westen und Herringen fördert die Sprachkompetenz von Kindern – aber auch von deren Eltern. Erstes Ziel von „Stark“ ist, dass jedes geförderte Kind bis zum Eintritt ins Schulalter die deutsche Sprache gut beherrscht. Dazu wird auf vorhandene Strukturen im Bezirk Westen aufgebaut, die von der Elternschule und dem Katholischen Sozialdienst geschaffen wurden. Die Umsetzung erfolgt unter anderem über zusätzliche Elternbegleiterinnen, die in Kitas und Grundschulen die Eltern beraten, begleiten und schulen. Gemeinsam mit der

Stadtteilarbeit Hamm-Westen werden gezielt Elternkurse und Sprachkurse für Eltern angeboten und neu entwickelt. Elternbegleiterinnen in Vollzeit für den Bereich Hamm-Westen sind die Sozialarbeiterinnen Esther Bohn und Nicole Plagemann, die schon seit vielen Jahren in Teilzeit in der Wilhelm-Busch-Schule und der Hermann-Gmeiner-Schule tätig sind und über vielfältige Erfahrungen in der Elternarbeit verfügen.

Unterstützung für Eltern

„Alles, was Kindergärtnerinnen und Grundschullehrerinnen den Kindern gutes tun, kann letztlich nur so viel Bestand haben, wie Eltern dieses

Handeln verstehen, mittragen und zuhause unterstützen“, erklärt Wesky. Daher erhalten ausgewählte Familien kontinuierliche Unterstützung, um die Förderung ihrer Kinder zu begleiten. Durch die Einbeziehung der Eltern sollen Fördermaßnahmen für Kinder an Nachhaltigkeit gewinnen. Die Sprachkompetenz von Eltern und Kindern wird verstärkt gefördert. Der ganze Einsatz soll dazu führen, dass Eltern ihre Kinder auch zum Thema Bildung früh und gut im Blick haben, dass sie ihre Kinder in der Entwicklung bestmöglich fördern, um ihnen letztlich einen guten und für sie geeigneten Bildungsweg zu eröffnen.

Integration oder das Rote Kreuz.“ Die Neubürgerinnen werden auf vieles aufmerksam gemacht, auch auf Sprachkurse. „Wir bitten sie: Nehmt die Angebot an!“, sagt Schwibbe.

Denn klar sei: Käme erst der Nachwuchs in die Familien, wird es für die Mütter nicht leichter, sich zu integrieren. „Dann verschwinden sie in ihren Communities, in denen die Herkunftssprache gesprochen wird.“ Erschwert werde Integration zuweilen durch mangelnde Bildung.

Schwibbe: „Wenn sie in einen Sprachkurs gehen, stellen wir fest, dass sie erst mal lernen müssen, wie man lernt.“ Solche und viele andere Erfahrungen würden bei den Angeboten der Stadt immer wieder aufgegriffen und die Angebote entsprechend verändert.

Das gilt auch für „Stark“. „Der Schlüssel ist die Sprache“, sagt Kinderbeauftragte Brigitte Wesky, und sinnvoll sei es, früh anzusetzen – in den Kindertagesstätten. Der Kniff: Man betreut die Kinder und kommt so dazu, die Eltern zu begleiten.

Und so funktioniert „Stark“: Elternbegleiterinnen nehmen Kontakt zu den Familien auf, deren Kinder in den Kitas den Eindruck machen, unter ihren

Möglichkeiten zu bleiben. Im Kontakt mit den Eltern können die Elternbegleiterinnen Defizite erkennen und gegen sie angehen. Wesky: „Wenn einer Elternbegleiterin auffällt, dass die Mutter nur schlecht Deutsch spricht, schlägt sie einen Kurs vor.“ Bei Aufmerksamkeitsdefiziten werden die Eltern auf Möglichkeiten hingewiesen, in diesem Bereich schlauer zu werden. Wesky: „60 Prozent des Bildungswissens bekommen die Kinder durch ihre

Eltern, das müssen wir im Kopf haben.“

Mit im Boot sind elf Kitas und zwei Grundschulen im Westen und in Herringen sowie die Stadtteilbüros. „Die sind in den Vierteln gut eingeführt und anerkannt, da ist die Schwelle besonders niedrig“, erläutert die Kinderbeauftragte.

Und Integrationsverweigerer – den jungen Türken, in Deutschland aufgewachsen, Bildungsverlierer, un erreichbar für Integration und Zusammenleben? Und wa-

rum hat die dritte Generation mehr Probleme als die ersten beiden?

In den Einwandererfamilien habe es eine Rückbesinnung gegeben, sagt Günter Schwibbe, auf traditionelle Werte und Rollen, auf Religion. Die nächste Generation suche zwischen dieser Tradition und der modernen Umgebung ihre Identität. Schwibbe: „Sie haben Schwierigkeiten, das übereinander zu bringen.“

Und: „Lange Zeit hat es gereicht, dass der Sohn auch

zu der Zechen ging, auf der der Vater arbeitete“, sagt Schwibbe, „aber solche Lebensentwürfe funktionieren nicht mehr.“ Auch die Einwandererfamilien müssten sich um Bildung bemühen.

Das hat Brigitte Wesky auch längst beobachtet. „In der Generation der 25-Jährigen ist das Bewusstsein deutlich größer, dass Bildung auch Zukunft bedeutet“, sagt sie. Diese dritte Generation habe selbst mit sprachlichen Problemen zu kämpfen gehabt. „Die zwei-

te Generation hat zuhause noch richtig türkisch gelernt, die dritte nicht mehr. Viele können weder richtig Türkisch noch richtig Deutsch – und dann mischt sich da noch Jugendsprache rein.“ Folge: In der Schule gibt es Probleme. „Viele bereuen, dass sie aus ihren Möglichkeiten nicht mehr gemacht haben.“ Und das führe zur Wertschätzung von Bildung – Wesky: „Sie sagen jetzt: ‚Unseren Kindern soll es doch mal besser gehen als uns Eltern.‘“